

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 72.

Mittwoch, den 24. Dezember.

1924.

Die Schicksalsstunde.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

Liebe Lydia! Jetzt noch etwas von Deinem letzten Brief. Ich danke Dir sehr für ihn, er hat mich erfreut. Du schreibst in jedem Brief, wieviel Dank Du mir schuldig bist und daß das damals, als ich Dir von hier fort half, Deine Schicksalsstunde gewesen sei. Es mag ja richtig sein — es gibt Schicksalsstunden, das weiß ich wohl. Wie ich neulich mit meinen Eltern die Unterredung hatte über meine Zukunft, das war auch eine Schicksalsstunde. Du glaubst nicht, wie feierlich und wie ernst mir zumute war — die Eltern sprachen mit mir, als ob ich schon ganz erwachsen wäre, das hat mich mit Genugtuung erfüllt, namentlich bei Papa. Aber jedesmal bedanken darfst Du Dich nicht bei mir — es kam mir alles so von selbst, es war gar kein Verdienst dabei. Und trotzdem Du Dich nun so sehr bedankst und alles in Wittenberge schön findest und Tante Olga ungeheuer lobst — wie könnte es auch anders sein? — will es mir doch so scheinen, als wärst Du gar nicht recht glücklich. Ich verstehe das nicht. In Wittenberge sein und mit Tante Olga leben und sich nicht glücklich fühlen, das kommt mir unbegreiflich vor. Du sagst selbst, Dein Leben hier sei entsetzlich gewesen und Du hast die ganze Familie mit unglücklich gemacht, und jetzt hast Du den schönsten Frieden und solch herrliche Natur und die himmlische See und meine Tante Olga, die doch geradezu ein Engel ist, und Du sagst doch auch, Deine Erzieherin weiß sehr viel und gibt sehr guten Unterricht, Du kannst viel bei ihr lernen! Auch Tante Alärchen Förster gefällt Dir und ihre Söhne hast Du kennen gelernt, was ich beneidenswert finde — und daß es so wundervolles Essen in Wittenberge gibt und so oft der köstlichste Kuchen gebacken wird, das weiß ich doch und Du schreibst auch davon — bist Du deffenungeachtet doch nicht glücklich? Denn glücklich sein und dankbar sein, ist zweierlei — aber Du schreibst immer nur von Dank. Ich weiß nicht, ob ich Dich meine Freundin nennen darf, Lydia! Ich glaube eigentlich nein, denn in der Schule haben wir uns doch nie viel um einander gekümmert, nur durch die Fluchtgeschiche sind wir uns näher gekommen. Wenn Du meine richtige Freundin wärst, müßtest Du mir alle Deine Gedanken und Deine Gefühle sagen, das hätte ich zu beanspruchen — findest Du nicht auch? Aber wenn Du nicht richtige, wahre Freundschaft für mich empfindest, dann habe ich kein Recht auf Dein volles Vertrauen — das muß ich nun Dir überlassen, ob Du Dich ganz ohne Rückhalt aussprechen willst oder nicht. Tante Olga schreibt immer lobend über Dich — wie Du Dich in alles fügst und gut lernst und nie Grund zum Tadel gibst. Ich meine aber immer, das müßte alles noch ganz anders sein. Du nimmst es mir doch nicht übel, daß ich so offen alles sage?

Und jetzt muß ich meinen Brief schließen, denn ich habe noch einen mächtigen Berg zu lernen — Arithmetik und Literatur und Englisch — ach, du lieber Gott! Ich tue es aber gern. Meine Eltern und Frida grüßen Dich sehr. Grüße und küsse meine geliebte Tante Olga viel tausendmal — oder küßt ihr euch nicht?

Deine alte Schulfährtin
Lisbeth Settegast.

Mit diesem Brief in der Hand wandelte Lydia durch den Park, suchte ihren Lieblingsplatz, eine Bank unter einer Hängebirke, auf, und las den Brief zum zweitenmal.

Sie nickte vor sich hin und seufzte ein wenig. Wie richtig Lisbeth beobachtet hatte — sie hätte ihr das kaum zugetraut. In ihren eigenen Briefen hatte sie sich so viel Mühe gegeben, ihr innerstes Empfinden zu verbergen — sie hatte Lob und Dank viel stärker betont, als es ihr eigentlich gut dünkte — es hatte ihr nichts geholfen, Lisbeth hatte sie doch durchschaut.

Es waren wiederum sechs Wochen verstrichen, der Frühling war dem Sommer gewichen. Die Erzieherin war eingetroffen, eine sympathische grauhaarige Dame mit klugen Augen und feinen Manieren. Sie fügte sich still dem wohlgeordneten Hauswesen ein, verstand sich vortrefflich mit Frau Burkardt, war bei der Prüfung mit Lydias Kenntnissen im ganzen zufrieden und erwies sich als eine ausgezeichnete Lehrerin, anregend und bildend die Schülerin zu eigenem Denken anhaltend und sie in jeder Weise fördernd. Lydia sah das recht gut ein; sie wußte, daß sie noch viel zu lernen hatte, tat es im ganzen gern und hatte nicht das mindeste gegen Fräulein Betty Rodewald einzuwenden. Immer aber, wenn sie ihr Bücherpaket im Arm frühmorgens an Fräulein Rodewalds Zimmertür klopfte und dann dies freundliche, sauber aufgeräumte Zimmer mit dem alten Fräulein darin mit den Blicken überflog, fiel ihr die von Lärm und Lachen und Schwätzen erfüllte Schulküche von daheim ein, all die jungen, frohen Gesichter, die Redereien und Streitigkeiten, die Schwärmerieen für diesen und jenen Lehrer, die zahllosen kleinen Leiden und Freuden, die das Schulleben mit sich brachte. Lydia hatte sich auch dort keineswegs restlos glücklich gefühlt, hatte sich nie besonders für einen Lehrer begeistert, sich nie an den kleinen Intrigen ihrer Klasse beteiligt — sie kamen ihr so kindisch vor, sie fühlte sich solchem Treiben innerlich überlegen, war wohl auch durch ihre häuslichen Vorkommnisse früher gereift als all diese in geordneten Verhältnissen aufgewachsenen Mädchen; schließlich aber hatte es doch Leben, Bewegung, Abwechslung um sie hier gegeben. Vieles hatte sie innerlich bespöttelt und abgelehnt, manches gab ihr aber auch zu denken, hatte ihre Phantasie angeregt, sie auch wohl mit leisem Reiz erfüllt. Nichts mehr von alledem jetzt! Kein Wettstreit, kein Ansporn zum Ehrgeiz, kein Austausch von Ansichten, keine Hilfe bei den Aufgaben mehr! Sie war allein. Sie sah eine glatte, gerade Straße vor sich, die sie zu gehen hatte, und sie fühlte oft eine unhändige Lust in sich, durchzubrechen und ihre eigenen Wege zu gehen. Welche dies waren und wohin sie führten, das wußte sie nicht. Sie war mit sich im Zweifelskampf, schalt sich undankbar und einsichtslos, aber immer wieder kam ihr der Gedanke: Könntest du fort! Das ist hier kein Leben für dich!

Aber ihr rührte die Birke ihre grünen Blätterchen im Sommerwind, um sie her war eine große, heilige Stille. Wie lange hatte sie denn hier schon gesessen — geträumt? Versäumte sie auch nichts? Nie hörte sie

ein hartes Wort, nie einen Befehl, fast nie einen Tadel — oft hieß es: „Geh“ nur, mein Kind, tu, was du willst!“ Ach, sie konnte das nie — in ihrem Sinn konnte sie es nie! Ein Laut von fern! Monarchs tiefes, bröhnendes Bellen — ein Zuruf dazwischen — Lydia fuhr auf. War Besuch gekommen? Suchte man sie?

Die hohen Gebüsche, die ihr Plätzchen umfriedeten, teilten sich; es trat ein schlanker, junger Mann hervor, er hatte seine Hand auf den Kopf der Hundes gelegt und kam rasch näher, ohne Hut, ohne Stod, wie wenn er hier zu Hause wäre. „Peter!“ schoß es ihr durch den Sinn. „Das muß Peter sein!“

Lydia wollte sich erheben, ihm entgegengehen — da war er schon bei ihr, setzte sich zu ihr auf die Bank und nickte ihr lächelnd zu: „Nun, wer bin ich?“

Sie lächelte ebenfalls. „Natürlich Peter!“ „Natürlich!“ bestätigte er. „Und Monarch hat mich richtig geführt. Ich hab' es Mutti gleich gesagt: Laß nur, ich suche sie mir selbst, und Monarch wird mir den Weg zeigen.“

Der Gesamteindruck, den Peter machte, war ganz jugendlich, fast knabenhaft noch — so war auch seine Stimme, sie hatte einen weichen, hellen Ton. Klug und kindlich blickten seine Augen unter langen, sonst aufwärts gebogenen Wimpern hervor. Etwas überaus Vertrauenerweckendes ging von ihm aus, und über Lydia kam ein seltsames Empfinden — ihr war zumute, als kenne sie ihn schon lange. Hätte er ihr angeboten, Hand in Hand mit ihr zu gehen, sie hätte es getan.

„Mutti hat mir sehr viel von — von Ihnen geschrieben und erzählt!“ Unbefangen forschend sah der junge Mensch das Mädchen an. „Sie möchte gern, daß wir wie Bruder und Schwester miteinander verkehren. Was meinen Sie — wird das gehen?“

„Ich denke, ja!“ Lydia sagte es ohne Zögern. „Schön also! Ich hab' mir immer eine Schwester gewünscht und mir oft ausgedacht, wie sie sein müßte.“

„War sie wie ich?“ „Ach nein, ganz anders. Blond vor allem und kleiner und — kurz, ganz anders.“

Sie lachten beide, und doch tat es Lydia irgendwie leid, daß sie so gar nicht dem Schwesterbilde, das er sich gemacht, entsprach.

Monarch sah hochaufgerichtet zwischen ihnen, seine traurigen, schönen Augen gingen von einem zum andern. Peters Hand ruhte immer noch auf dem Haupte des Bernhardiners, Lydia hätte gern ihre Hand dazu gelegt, aber sie wagte es doch noch nicht.

„Wittenberge ist schön, nicht wahr?“ fragte Peter nach einer kleinen Weile.

„Wunderschön! Ihre Mutter ist sehr, sehr gütig zu mir, und ich bin ihr unendlich dankbar. Ich habe in sehr traurigen Verhältnissen gelebt.“

„Ich weiß.“ „Und ich habe zu Anfang oft gedacht, so muß einem Menschen schon zumute sein, der aus der Hölle mit einemmal in den Himmel kommt.“

„Zu Anfang!“ wiederholte Peter.

„Ja, so ist es natürlich nicht geblieben — das heißt, ich meine so: daß ich wie erlöst war, daß ich es gar nicht fassen konnte, wie anders mein ganzes Leben nun war.“

„Ich verstehe schon. Man kann nicht beständig auf der Höhe der Empfindungen bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsjonett.

Wie ist mein Tag so ganz dem Fest geweiht,
Das wir im Blut wie unser Kindlein tragen.
Das in uns schlummert, träumt wie alte Sagen.
Wie wildes Spiel aus Räuber-Zubenzelt.

Wenn winterlicher Erde festlich' Kleid
Uns ahnen läßt die nahe Sonnenwende,
Wenn um uns heimlich schafften liebe Hände,
Dann sind die Tage ganz dem Fest geweiht!

Dann drängt nichts Lautes mehr in unsern Kreis,
Den nur ein Lied, ein Bild, ein Buch erfüllt,
Der von der Welt im Lampenschimmer weiß...

Es strahlt der Baum, dem unser Glaube gilt.
Es klingt ein Wort, ein liebes Wort, — ganz leise! —
Die Nacht — sie liegt vorm Fenster schneehüßlich —
Dans' Flüg.

Die Weihnachtszigarren.

Humoreske von E. F. Scherdan.

Weihnacht war ganz nahe. Schon sangen die Kinder:

Einmal werden wir noch wach,
Heiß! Dann ist's Weihnachtstag!“

Ja, das nächstemal, wenn Lampen und Lichter wieder angezündet werden müßten, war es heiliger Abend.

Da denkt gar manch einer an die Überraschungen, die ihm zuteil werden sollen, und zerbricht sich in fröhlicher Neugier den Kopf, was es wohl geben werde.

Herr Walter Bieder hatte das eigentlich nicht nötig gehabt, weil er genau wußte, was er zu erwarten hatte. Und dennoch war er gerade diesmal so gespannt und voll Erwartung, daß es den jovialen, rundlichen Herrn schier triebella und ungehulbia machte.

Und das ging so zu: Bieder hatte nur von einer Seite etwas zu erwarten, nämlich von seiner Frau. Denn sie waren kinderlos und hatten weder viel Verwandtschaft, noch intime Bekanntschaften.

Von seiner Frau bekam er ein Kistchen mit hundert Zigarren. Das war schon immer so gewesen, so lange er sich erinnern konnte; mindestens an die zwanzig Jahre. Schließlich war ein solches Geschenk nicht zu verachten, und ein starker Raucher freut sich stets, wenn er etwas Rauchbares geschenkt bekommt.

Jeden Christabend sang dann Walter beim geschmückten Tannenbaum in schnarrendem Balle das von ihm selbst umgedichtete Weihnachtslied:

Alle Jahre wieder
Kommt der Tobak an
Beim entzündten Bieder.
Daß er passen kann.

Dabei hielt er das Kistchen an die Brust gedrückt.

Und seine Frau antwortete:

Walterlein klein, Walterlein klein,
Mußt nicht gar so boshaft sein!“

Darauf bekam sie eine Zwei-Bund-Tüte feinstes Fondant, und sie sagte nur „Danke schön“, weil sie gleich einige Stücke davon in den Mund steckte.

So waren bisher die Adventszeit und der heilige Abend bei Bieders stets ohne ermattende Aufregung vorübergegangen.

Diesmal aber war es anders. Zwar vorläufig nur auf seiner Seite, denn die ehrliche Frau Bieder war leidenschaftlos ruhig und abnte noch nicht, welche Überraschungen ihrer harre.

Walter hatte nämlich eine Entdeckung gemacht.

Nach dem letzten Christfest hatte er zufällig einmal mit seinem Zigarrenlieferanten über die alljährliche Weihnachtsliste gesprochen. Da stellte es sich heraus, daß seine Frau nie dort gewesen war, um Einkäufe zu machen.

Nun wußte er genau, daß kein anderer von den sieben Zigarrenhändlern des Städtchens „seine“ Sorte führte. Wo also stammten die Zigarren her? Nachdenklich war er an diesem Tage nach Hause geeilt, hatte die Kiste geöffnet, die Zigarren beleuchtet und betrachtet und herochen, dann eine zur Probe angeraucht und prüfend geschmeckt. — Kein Zweifel möglich: Es war keine Sorte! Die Frage „Woher?“ beschäftigte ihn dabei unablässig.

Da stieg mit einem Male ein furchtbarer Verdacht in ihm auf. Sollte sie die Zigarren gar nicht gekauft, sondern aus seinem Vorrat das Jahr über gesammelt, aus den Kisten entwendet haben? Es genierte ja, wenn sie wöchentlich zwei Stück nahm; das machte im Jahre gar volle hundertvier und dennoch würde er es kaum gemerkt haben. Er war ja ein starker Raucher, der manches Hundert das Jahr über in die Luft blies. Im übrigen war er kein kleinlich handelnder Mensch, der jede Zigarre, die er verbrauchte, auf dem Kistendeckel mit dem Datum daneben vermerkte. Also? — Für ihn stand es so gut wie fest: Er war auf der richtigen Spur. Hinter ein solches Vergehen war er gekommen.

Na warte, sagte er zu sich, die Qualmer sind das einzige, was du mir das ganze Jahr hindurch schenkst und auch die noch werden — Es ist unerhört! Aber dich werde ich fangen, meine kleine Maus!

Er ging in ein Polamentierwarengeschäft und kaufte dort zweihundert feine, bunte, lange Stednadeln mit braunen Glasköpfen. Er nahm extra eine Zigarre mit und suchte das passendste Braun heraus.

Von den Nadeln steckte er eine in jede Zigarre; in das abgeknappte Ende. Rauchte er, so zog er die Nadeln vorher heraus und sammelte sie, bis die Kiste leer war. Dann kaufte er eine neue und verließ jede Zigarre peinlich mit seinem Zeichen. Wenn er die Nadel so recht tief in das abgeknappte Ende hineingepreßt hatte, konnte er sie manchmal kaum selbst noch entdecken. Und seine Frau war — glücklich! — kurzichtig.

Wie freute sich Bieder, wenn er sein Werk vollbracht hatte! Wie ein Detektiv, der einem großen Verbrecher die Falle gelegt hat, aus der es kein Entrinnen gibt, so fühlte er sich.

Von Zeit zu Zeit zählte er die Nadeln und stellte mit arger Genauigkeit fest, daß ihre Zahl gleichmäßig abnahm; zuletzt waren nur noch hundert übrig. Er hatte sich nicht geirrt in seiner scharfsinnigen Kombination! —

Nun war der Christabend da.

„Freue dich, freue dich, o Christenheit“, sang und spielte

man auf den Straßen und in den Gassen. Wieder freute
sich das Publikum. Der Augenblick war gekommen, in dem die Bombe
platzen sollte. Eben nahm Walter die Zigarren in die
Hand. Ein kurzer Blick, das Gefühl einiger Exemplare
genugte, um seinen Verdacht zu bestätigen.
Nun wollte er nur noch hören, wie sie ihn hinter's Licht
führen würde, bevor er mit seiner Weihnachtsüberrückung
herausrückte.

"Singst du heute nicht dein selbstverfaßtes Weihnachts-
lied?" fragte sie neidend.

Walter schüttelte mit dem Kopfe. "Ich bin zu gerührt,
um singen zu können. Gerührt von deiner Liebe, die mir
alle Christabende, die ich bisher erleben durfte, ein wert-
volles Kistchen von meiner Lieblingsorte in die Hand drückt.
Das finde ich rührend von dir. Du solltest dir meinethalben
nicht solche Ausgaben machen."

"Oh," wehrte sie lächelnd, "das sind gar keine Aus-
gaben. Und es ist doch für dich!"

Das fand gar keine Ausgaben, wiederholte Walter in
Gedanken. Sie hat recht. Ausgaben hat sie sich wirklich
nicht gemacht! — So eine kleine diplomatische Kasse! Na
warst!

Er beschloß, weiterzutasten und sie auf die Folter zu
spannen. Dazu war er auf die zu erwartenden Antworten
nun wirklich äußerst neugierig.

"Wo hast du denn die Zigarren erstanden?"

Nun, wo man halt die Zigarren herbesommt. Du
weißt doch selbst, wo es solche gibt."

"Ich habe mich schon recht gewundert, daß ich dich all
die langen Jahre nie ein einzigesmal beim Einkauf ertappt
habe oder auch, wenn du mit dem Geschenke ankamst. Du
kannst dir ja denken, wie eine Kiste Zigarren, selbst wenn
sie noch so gut verpackt ist, für einen Raucher ganz unver-
kennbar und nicht zu verbergen ist. Er ahnt sofort, was ein
solches vieredriges Päckchen enthält. Er riecht den Duft der
Zigarre förmlich durch die Materie hindurch."

"Ja", antwortete sie mit Stolz und einem listigen Blick
im Auge. "Ich habe sie mir ganz, ganz heimlich beschafft.
Wenn du gar nicht in gefährdender Nähe warst. So
schlau und geschickt habe ich es angeestellt, daß du gar nichts
davon merken konntest."

"Donnerwetter!" entfuhr es Herrn Bieder unwillkürlich,
und seine dachte er weiter: Sie versteht es, doppeltinnig zu
reden. Eine Diplomatin von reinstem Wasser, so ein
Schlangensünglein hat sie. — Er ließ aber nicht loder.

"Das Geld dafür hast du dir gewiß mühsam zusammen-
gespart?"

"Oh, das habe ich gar nicht so sehr gemerkt," entgegnete
sie. "Ich habe das ganze Jahr über, bald vom Beginne an,
an deine Weihnachtsgitarren gedacht und sie gewissermaßen
Stück für Stück zusammengespart."

"Gewissermaßen!"

"Ja. Man muß es nur recht verstehen."

In der Tat, dachte Walter, das glaube ich dir. Du hast
es wirklich ausgesprochen verstanden. — Aber sie lag wenig-
stens nicht gerade und ihre geschickten Antworten amüsierten
ihn. Der gelinde Groll, den er all die Wochen vorher emp-
funden hatte, wenn er an die Überraschung dachte, verfloß
allmählich ganz.

Er rauchte sich eine von den Geschenken an. Ihr Brand
war vorzüglich, und der Genuß erhöhte Bieders Stimmung.
Mit Wohlbehagen tat er langsam Zug um Zug. Der schöne
hellgraue Aschenteufel vorn an der Zigarre vergrößerte sich
zusehends. Es war an der Zeit, ihn abzutreten, wenn er
nicht auf ein Möbelstück oder auf den Teppich fallen sollte,
und das liebte Frau Bieder gar nicht.

Auf diesen Augenblick hatte Bieder nur gewartet. Be-
dächtia nahm er die Zigarre aus dem Munde, führte sie zum
Aschenbecher und klopfte sie mehrere Male mit dem rechten
Zeigefinger. Die Asche sank ins Grab. "Nanu! Was
war das? — Ein langer Brand- und rauchgeschwärtzter Spieß
mit einem dunklen Knub vorn ragte aus der Zigarre her-
vor?! Das im Qualmer stehende Ende leuchtete rotglühend
wie das grimmige Auge eines Rächers."

Walter machte ein möglichst unbefangenes, unschuldiges
Gesicht. "Sieh mal, Brauchen", sagte er scheinbar erstaunt,
"was hier in der Zigarre für ein Mordinstrument steckt."

"Um Gottes willen", rief sie erschrocken, "was ist
denn das?!"

Vorsichtia entfernte Bieder das verräterische Geheim-
zeichen, betrachtete es aufmerksam und antwortete: "Ich
glaube, es ist eine Stednadel mit braunem Glasknopf."

"Das ist ja entsetzlich! Du konntest sie ja veräuseln!
Wie kann sie nur dort hineingekommen sein?"

"Ich wüßte wohl eine Erklärung — aber nein — das
ist ja ausgeschlossen! Ich habe nämlich solche Nadeln in
alle meine Zigarren gesteckt, weil es mir mitunter vorkam,
als ob mir welche — hm — ab — als ob welche verichwan-
den, weißt du? Und ich dachte, auf diese Weise einmal eine
Spur zu finden. Vielleicht, daß ein Geschäftsfreund, oder
das Mädchen für ihren Anbeter ... Ich weiß ja nicht ...
Tragen denn die anderen Zigarren dieselben Merkmale?"

Stück um Stück langte er aus der Kiste hervor und
prüfte. Richtig! Alle durch die Reihe hatten Nadeln im
Kopfe.

"Das verstehe, wer da will", brummte er zuletzt, hier
ist es mit meinem Verstande zu Ende. — Du hast doch die
Zigarren beim Händler erstanden?" Er blidte keine warin
prüfend an.

Da senkte die biedere Biederin ihr Köpfchen und be-

gan zu weinen. Immer bestärkt sollten ihre Tränen auch
sie schluchzte herzzerbrechend.

Das war schon seit vielen Jahren nicht mehr vorge-
kommen, und Bieder hatte gelernt, wie er sich in solchen
Fällen zu verhalten habe. Ihm wurde unbehaglich. — So
eine Szene! Dazu am heiligen Christabend unter dem
brennenden Weihnachtsbaum "Alter Narr", schalt er sich
selbst. "Konntest auch hier ein Auge zudrücken, wie du es so
oft getan hast."

Er trat zu seiner Frau, die, das Antlitz in den Händen
bergend, zusammengeknist das, streichelte ihren ange-
grauten Scheitel und flüsternte ihr freundliche, beruhigende
Worte zu.

"Ich wollte dir ja bloß eine Freude machen", schluchzte
sie. "für mich — hab ich's — doch nicht — getan!"

Das war zwar nicht ganz logisch. Aber darüber sah der
gutmütige Mann hinweg und beschwichigte: "Es ist ja gut,
Brauchen. Hier, mein Schächchen, hast du deine Fondants."
— Ursprünglich hatte er vor, boshafte Bemerkungen an
dieses Geldent zu knüpfen, wie etwa: er würde in Zukunft
Konfekt das Jahr über aus der Dose einer geizigen, kleinen
Mädelin sammeln und es ihr zu Weihnachten mit Bomb
überreichen. Wenn es dann teilweise auch etwas alt wäre,
so würde das der ausgleichenden Gerechtigkeit wohl wenig
Abbruch tun. Und so weiter. — Den Triumph dieser
Rache schenkte er sich nun. Er sagte nur: "Komm! Du wirst
mir doch keinen Korb geben? Jetzt auf einmal, nach so
vielen Jahren! Na, so nimm doch ein paar Stückchen.
Komm, ich werde dich füttern." Und er steckte ihr so viele
Bonbons in das Mäulchen, daß es sie kaum noch beher-
bergen konnte.

Herrschaff schludte die arme, gekränkte Frau das Ge-
misch von süßen Bissen und bitteren Tränen hinunter.
Allmählich lehrte ein heiterer Ausdruck auf ihr Antlitz zurück.

Der Weihnachtsfriede war gerettet!

Am nächsten Christfest bekam Walter wiederum seine
Kiste Zigarren. Seine Frau behauptete stolz, sie wirklich
aus eigenen Ervarnissen gekauft zu haben. Walter glaubte
es, obwohl er es nicht nachprüfen konnte, denn er hatte seine
Zigarren nie gezählt und auch keine Stednadeln mehr hin-
eingeworfen, und auch den Zigarrenlieferanten mochte er nicht
mehr fragen.

Nebel.

Nicht nur über London lagerte in diesen Tagen undurch-
dringlicher grauer Nebel. Auch weite Gebiete Mitteleuropas
waren eingehüllt in eine nebelgraue Dede, deren Schwaden
sich nur gelegentlich soweit zerteilten, daß ein Stückchen blauen
Himmels erschien oder gar die Sonne für kurze Zeit zum
Durchbruch kam. Es sind typische Herbst- und Winternebel,
die dergestalt diesen Dezembertagen ihr Gepräge geben, und
deren Auftreten den meisten nicht zum Bewußtsein kommt, bis
sie den Himmel und die Luft plötzlich verhüllt und von feuchtem
Dunst durchzogen sehen.

Unsere Winternebel in Mitteleuropa sind im großen und
ganzen harmlos, verälschen mit denen, von denen die nahe der
Küste gelegenen Landstriche so oft heimgeheuchelt werden. In
dieser Beziehung ist keine Stadt der Welt so schlimm daran
wie London, wo während der letzten Tage, nach den zahl-
reichen Berichten zu urteilen, diese unerfreuliche Naturerrei-
gung heftiger aufgetreten ist als seit Jahren. Es mag dabei
gleich bemerkt werden, daß die Londoner Nebel seit etwa 1½
Jahrzehnten an Stärke wie an Häufigkeit wesentlich geringer
geworden sind aus Gründen auf die weiter unten noch zu-
rückzukommen werden soll. Aber es scheint, daß auch in den
deutschen Großstädten die dichten Nebel, die den Verkehr hin-
dern seltener werden, wenn auch darüber genaue Statistiken
vergleichender Art noch nicht vorliegen. So hat z. B. Berlin
seit sieben Jahren keinen Nebeltag mehr gehabt, an dem der
gesamte Straßenverkehr durch die Unsichtbarkeit der Luft stärker
beeinträchtigt gewesen wäre. Zuletzt war das in einem der
Ergebnisse einmal der Fall gewesen. Daß aber trotzdem
diese Großstadtslage keineswegs als überwunden gelten kann,
das zeigen die Berichte aus London, wo man tagelang kaum
fünf Schritte weit sehen konnte, und wo der feuchtschlebe Nebel,
den der Londoner "mist" nennt, selbst in die Häuser eindrang.

Der Umstand, daß diese dicken Nebel fast nur in der kalten
Jahreszeit auftreten, hängt eng mit den meteorologischen Ur-
sachen dieser Erscheinung zusammen. Dieser Nebel ist nämlich
an bestimmte Witterungsstufen gebunden. Die für die kalte
Jahreszeit charakteristisch sind, Vorbedingung für die Aus-
bildung der dichten Winternebel ist ruhige, unbewegte Luft,
wie sie fast nur bei Hochdruckwetter vorkommt. Das Wesen
des Hochdruckwetters beruht auf der Verlagerung eines träge-
n, dichten Luftkörpers über einem ausgedehnten Gebiet. Diese
Luftmasse ist im Winter stets ein Kaltluftkörper, weil kalte
Luft dichter und daher schwerer als warme Luft ist und in-
folge ihres Gewichtes nach dem Boden hin absinkt. Die weit
ausgedehnte Kaltluft lagert gewissermaßen "wie Blei" träge
und unbewegt über der Erdoberfläche, da der Wärmeverlust
den dieser Luftkörper durch nächtliche Ausstrahlung in den
freien Weltraum erleidet, größer ist als der Wärmegewinn,
der ihm während der wenigen Tagesstunden durch die ohne-
hin sehr spärlich einfallenden Sonnenstrahlen zukommt. Da-
durch wird die Luft dieses Kaltluftkörpers immer kälter, je
länger er träge und unbewegt über einem Kaltluftgebiet

lagert. Auf diese Weise entstehen über dem gewaltigen nordatlantischen Kontinent die ungemein strengen Kältegrade, die sich dort meist viele Monate hindurch erhalten. In Europa liegen die meteorologischen Verhältnisse insofern anders, als dieser ungemein reich gegliederte und nur verhältnismäßig kleine Erdteil sehr stark von den Witterungsverhältnissen auf dem Atlantischen Ozean und den angrenzenden nördlichen und südlichen Gewässern — Nordmeer, Eismeer, Mittelmeer — beeinflusst wird. Die vorwiegend am nördlichen Rand der tropischen Zone durch Temperaturgegensätze entstehenden ozeanischen Wirbel nehmen infolge der Erdrotation ihren Weg gewöhnlich in der Richtung nach Nordosten und Osten und tragen mit westlichen Winden warme Seeluft bis an die europäischen Küsten, gewöhnlich auch auf den Kontinent selbst. Das ist hier — gewöhnlich von Skandinavien oder, wie jetzt, von Rußland her — ein Kaltluftkörper verlagert, so als ob die wärmere Seeluft, die im Gegenatz zur kalten Landluft aufwärts steigt, weil sie leichter ist, in der Höhe auf den Kaltluftkörper hinauf, breitet sich dort aus und kühlt sich ab. Dabei muß der beträchtliche Wasserdampfgehalt der stets feuchten Seeluft zur Kondensation gelangen, weil die Aufnahmefähigkeit der Luft für Wasserdampf um so geringer ist, je kälter die Luft ist. Diese Kondensation, die Ausscheidung des Wasserdampfs in Gestalt von Wasser, beginnt stets mit Wolkenbildung und führt alsbald zu Niederschlägen, sofern der warme Luftstrom der Höhe stark genug ist, um den Kaltluftkörper „abzubauen“, so daß in der Höhe eine Überhitzung der Atmosphäre mit Wasserdampf erfolgt. Jedermann kennt ja den charakteristischen Übergang von strenger Kälte zu Tauwetter; der Himmel beginnt sich zu trüben, nimmt ein nebelgraues Aussehen an; dann setzen Niederschläge ein, die häufig mit starkem Schneefall beginnen, nicht selten aber auch sofort in Form von Regnen fallen, je nach der Temperatur, die in der Höhe der Wolkenregion herrscht.

Manchmal — und das war in diesen Tagen der Fall — erweist sich aber der Kaltluftkörper dem Andrängen der warmen Seeluft gegenüber als widerstandsfähig. Das Hochdruckgebiet verharret träge in seiner Lage, und die aufsteigende wärmere Luft wird in der Höhe so rasch abgekühlt, daß sie alsbald mit samt ihrem Dampfgehalt gleichfalls in den kalten absteigenden Luftstrom gelangt. Dabei erfolgt zwar auch eine Kondensation des Wasserdampfs, jedoch nur in Gestalt winziger Tröpfchen, die sich schwebend in der Atmosphäre erhalten. So entstehen die Nebelschichten in der Höhe, die wir als Nebelgewölke bezeichnen, und die dem Himmel seine eiförmige graue Färbung geben. Dieser Vorgang ereignet sich nicht die dichten Bodennebel, wie sie London so oft hat. Sie entstehen auf andere Art, nämlich durch allmähliche Abkühlung relativ warmer Luft in den unteren Schichten. Wenn nämlich zuvor mildes Wetter ohne größere Luftbewegung geherrscht hat, das durch Druckzunahme in Hochdruckwetter übergeht, so werden die bodennahen Luftschichten infolge der zunehmenden Abkühlung ihren Wasserdampfgehalt alschfalls in Gestalt winziger freischwebender Wassertropfen aus, die unweit in den bodennahen Schichten verharren. Es entsteht also Nebelgewölke, das unmittelbar den Erdboden bedeckt.

Nun bedarf der Wasserdampf zur Kondensation freilich eines Kerns, um den herum sich das Wassertropfen in runder Gestalt formen kann. Dieser Kondensationskern kann von allermindesten Größe sein, und man weiß, daß die negativ geladenen elektrischen Teilchen, die Elektronen, Kondensationskerne darstellen. Praktisch spielen die Elektronen in dieser Hinsicht aber nur im Sommer bei dem Vorhandensein größerer elektrischer Energien eine Rolle; im Winter sind es die winzigen Staub- und Rußteilchen, die als Kondensationskerne in Betracht kommen. In der staubfreien Meeresluft dienen die Salzpfeilchen in der Atmosphäre als Kondensationskerne; in dem Staub und Ruß der Großstädte ist beargreiflicherweise die Masse der Kondensationskerne am größten, und infolgedessen pflegen auch die Nebel in Großstädten und ruhigen Fabrikgeländen am dichtesten zu sein. So rührt die gelbliche Schmutzfarbe des Londoner Nebels lediglich von der Verunreinigung der Luft durch Kohlenstaub und Ruß her, und nachdem man einmal die Ursache dieser dichten Nebel erkannt hatte, haben die städtischen Behörden in England, London voran, systematisch die Verminderung der Ruß- und Rußplage durch strenge Vorschriften in Bezug auf die Einrichtung der Feuerungsanlagen betrieben. Die Zunahme der Rußverbrennungsanlagen und sonstige technische Fortschritte in der Verbrennungswirtschaft haben denn auch tatsächlich eine ganz beträchtliche Abnahme der Nebellage in London und anderen englischen Industriestädten bewirkt, und das ist der Grund für diese eingangs bereits erwähnte Verminderung der schlimmen Nebellage. Bei deren Entstehung wirken freilich stets verschiedene Umstände zusammen: gewöhnlich vereint sich an solchen Tagen Boden- mit Höhennebel, wie überhaupt die Formen der Nebelbildung häufig in einander übergehen und keineswegs scharf auseinanderzuhalten sind. So rührt die tiefe Finsternis an den schlimmen Londoner Nebeltagen, von denen sich niemand ein Bild machen kann, der sie nicht miterlebt hat, von der außerordentlichen Höhe der Nebelschicht her, die sich gelegentlich wie man durch Ballonaufstiege ermittelt hat, vom Erdboden bis zu 800 Meter Höhe erhebt. Darüber strahlt dann hell die Sonne, die man in den Strahlen von London erlösen glaubt.

Erst das Auftreten größerer Luftdruckunterschiede pflegt dem dichten Nebel ein Ende zu machen; der Wind ist es, der die träge Nebelluft hinwegführt und die Atmosphäre reinigt.

Welt und Wissen

Strafen für Weihnachtschenke. In jenen Zeiten, da eine hohe Regierung den Menschen in allen Dingen bevormundete, kümmerten sich die Behörden auch um die Weihnachtschenke und verboten sie, teils weil sie darin einen übertriebenen Luxus sahen, teils weil sie darin eine verfechtete Art der Bestechung fürchteten. In England sind noch in neuerer Zeit Weihnachtschenke an Beamte mit Strafe bedroht worden, weil man fürchtete, daß darin eine unzulässige Beeinflussung läge. Im Mittelalter suchte man allzu reichlichen Geschenken durch solche Verbote vorzubeugen. So verordnete die Stadt Ravensberg im 14. Jahrhundert, daß niemand Weihnachtschenke geben dürfe, und um jede Umgehung zu verhindern, wurde sogar das Verbot von der Adventszeit bis zum Dreikönigstage ausgedehnt. Nur Eltern, Geschwister und Kinder durften einander bechenken. Eine ähnliche Bestimmung die 1460 in Konstanz erlassen wurde, schreibt ausdrücklich vor, „daß den Vätern zu Weihnachten nicht einmal Brot, Käse und Sämpli geschenkt werden dürfen“. Noch viel weiter ging ein Verbot der Weihnachtschenke, das 1661 für ganz Sachsen erlassen wurde. Es hieß darin, daß den Patenkindern „im geringsten kein heiliger Christ, Neujahr oder wie es sonst Namen haben mag, an Kleidung, Geld, Gewerbe und anderen Sachen gegeben werden soll“. Eine spätere sächsische Verordnung nahm die Dienstboten, die sich ein Weihnachtsgeschenk ausbedingen wollten, in schwere Strafe.

Weihnachtsduft und Explosionsgefahr. Wenn der Weihnachtsduft das Zimmer füllt, der würdige trauliche Tannen- duft, der allein schon Weihnachtsfreude ist, dann denkt wohl kaum jemand daran, daß dieser süße Duft gleichbedeutend ist mit einer Gefahr, nämlich der Explosionsgefahr der trockenen Tannennadeln und Zweige. Der Duft, den die Nadelweige ausströmt, stammt von flüchtigen wohlriechenden Ölen, die in Form allerfeinster und nur bei mikroskopischer Vergrößerung wahrnehmbarer Tröpfchen in den Nadeln enthalten sind. Werden die Nadeln erhitzt, so sprengen die Öltröpfchen alsbald ihre Zellwände und verbrennen sodann unter heller Flamme und dem bekannten leisen Knacken, das uns das Verbrennen eines Christbaumzweiges denn auch gewöhnlich rasch erkennen läßt. Sind aber die Nadeln recht trocken, so kann das Verbrennen der Zweige gelegentlich auch böse Explosionen zur Folge haben, nämlich dann, wenn man, wie es so oft geschieht, die trockenen Zweige des abgelagerten Christbaumes im Ofen verbrennt. Denn in diesem Fall verbindet sich der aus dem Nadelholz entweichende Kohlenwasserstoff mit dem im Ofeninnern befindlichen Sauerstoff, worauf Gase entstehen, die, wenn sie sich in größerer Menge bilden, sehr leicht und heftig explodieren. Man verbrenne daher immer nur kleinere Mengen der trockenen Nadeln oder Zweige auf einmal und lasse immer erst neues Material nach, wenn das alte bereits abgebrannt ist. Auch sollte man dafür, daß beim Verbrennen kein zu starker Luftzug im Ofen herrscht, da durch den Zutrom von Sauerstoff die Bildung des Explosionsgases vermehrt wird.

Scherz und Spott

Der triftige Grund. Nach einem heftigen Streit sagte die jungverheiratete Frau weinend zu ihrem Gatten: „Ich möchte am liebsten ganz fort von dir und nach Hause zu meiner Mutter. Nur aus einem einzigen Grund tu ich's nicht.“ — „Warum?“ — „Mutter kommt her, weil sie vom Vater fortgegangen ist.“ (Louisville Courier-Journal.)

Die Dunkelheit. „Niese“, sagte die Mama, „als ich gestern abend den Kuchen in die Speisekammer brachte, waren es zwei Stücke. Und heute ist nur noch eins da!“ — „Das zweite habe ich in der Dunkelheit nicht sehen können, Mama!“ antwortete Niese. (Bl. Bl.)

Bis an die Grenzen der Mäßigkeit. Restaurations- besitzer: „Unserem ersten Geiger sind schon 1000 Dollar für sein Instrument geboten worden.“ — Gast: „So hoch kann ich nicht geben, aber 20 Dollar würde ich mit Vergnügen geben, wenn er gleich aufhört.“ (Boston Transcript.)

Beim Friseur. „Auch Haarschneiden gefällt?“ — Herr: „Nein, denke, das ist mir zu weiblich.“

Wahre Freundschaft. Bill bekommt von seinem Freund Jack folgendes Telegramm aus Monte Carlo: „Seht gestern 500 Dollar auf Not für dich und verlor. Sendet Schied.“ (N. Y. Herald-Tribune.)

Radikalmittel. „Wenn ich nur wüßte, wie ich meiner Frau den großen Handschuhbedarf abspornen könnte!“ — „Schenten Sie ihr einen Brillantring.“ (Wagend. Bl.)

Sein Vorrecht. Herr zum Friseur: „Achten Sie darauf, daß Sie mir das Haar nicht zu kurz schneiden.“ — Die Leute könnten mich sonst mit meiner Frau verwechseln.“ (Burts and Dubs.)

Immer noch vorzuziehen. Die Gattin: „Willst du, kommst du es denn nicht über, wenn ich dir Tag für Tag sage, daß ich einen Pels haben muß?“ — Er: „Aber natürlich, meine Liebe. Aber weilt du, da ich die Stunde nur einen halben Dollar verdiene, ist's für mich immer noch billiger, dir zuzuhören, als dir einen Pels zu kaufen.“ (Judge, New York.)